

Gratis-Beilage zur
Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck
in Thorn.

Ein Kartenhaus.

Von P. Olliverio.

1. (Nachdruck verboten.)

Hoch oben auf den Felsen, welche Mönchsbucht von zwei Seiten einschließen, steht die Ruine eines alten Klosters; und in die Bucht hinausgebaut, ungefähr fünfzig Fuß über dem Meeresspiegel, erhebt sich ein weißes Haus, welches die nämlichen stolzen Felsen vor den Stürmen, die zuweilen an der Küste toben, beschützen.

An einem prächtigen Maimorgen stand ein junges Mädchen an einem der oberen Fenster des weißen Hauses und schaute gedankenvoll auf die vor ihr liegende Scenerie herab.

Das Meer glich einer saphirnen Fläche, welche in der Ferne vom Himmel begrenzt war. Ueber die Linie des Horizontes hatte sich ein feiner Nebel gesenkt. Hier und da leuchtete ein weißes Segel im Sonnenschein. Die Felsen hoben sich in klarem Relief von dem azurnen Himmel ab. Ihre zackigen Häupter waren mit Gras und Schlingpflanzen bewachsen, die ihre langen Arme nach allen Seiten hin streckten.

Auf der platten Spitze eines der Felsen saß ein Mann und zeichnete.

Die blauen Augen am Fenster betrachteten diese Gestalt mit ganz besonderem Interesse. Es war ein reizendes Mädchen von siebenzehn Jahren. Sie hatte ein rundes, ausdrucksvolles Gesicht mit brünettem Teint und einem kleinen, aber festen, energischen Mund — ein Gesicht, das man hätte schön nennen müssen, selbst wenn die Augen weniger treuherzig, die Stirn weniger edel, das Kolorit der Wangen und Lippen weniger reif und warm gewesen wäre.

„Ich möchte sein Bild sehen. Es muß herrlich sein nach einem solchen Vorbild. Ich glaube, der edelste Beruf, den ein Mann wählen kann, ist der des Malers — ausgenommen der des Seemannes. Seemann sein ist das höchste."

Jetzt wurde die Thür geöffnet und sanften, geräuschlosen Schritts trat jemand in das Zimmer. Es war ein Mädchen von acht- bis neunundzwanzig Jahren mit einem blassen, von Sommersprossen bedeckten Gesicht, aus dem das blonde Haar glatt zurückgestrichen war, und Bewegungen, die unwillkürlich an eine Katze erinnerten. Sie trug ein Kattunkleid, dessen Aermel von den nicht unschönen Armen zurückgestreift waren.

„Du hier?" rief sie mit hochgezogenen Augenbrauen, als sie der unthätig am Fenster stehenden Gestalt ansichtig wurde. „Ich glaubte, Du wärest ausgegangen." — Wie ermüdet setzte sie sich auf den Rand des Bettes nieder; in den Augen aber, welche durch das Zimmer schweiften, als ob sie etwas suchten, war keine Ruhe. Sie blieben endlich auf dem offenen Schreibpult haften.

„Was hast Du gethan?" fragte sie. „Wieder an die kleine Französin geschrieben?"

„Ganz recht; wieder an die kleine Französin geschrieben," lautete die lakonische Antwort, während das junge Mädchen einen breitrandigen Strohhut vom Tische nahm und aufsetzte. „Willst Du wissen, wo ich hingehe? Ich will Dir die Mühe des Fragens ersparen. Ich gehe nach Braunsdorf, den Brief, den ich geschrieben habe, zur Post zu bringen Glaubst Du, daß ich vor Tisch noch Zeit genug dazu habe?"

Der Ernst des Tones und das verhaltene Lachen in des Mädchens Augen ließen die andere in Zweifel, wie sie die Worte zu nehmen hatte.

„Ich denke wohl, wenn Du schnell gehst," antwortete sie kühl.

„Du sagtest doch neulich, ich ginge immer wie ein Soldat," bemerkte die jüngere rasch, während sie noch einen Blick nach der Gestalt auf dem Felsen warf.

„Wenn Du doch nicht immer wiederholen wolltest, was ich einmal sage. Es mag das in Madame de Lusignans Schule so Sitte sein, mir aber scheint eine solche Sitte sehr unfein."

„Vieles, was ich sage oder thue, ist unfein — in Deinen Augen nämlich; und dennoch hörte ich Dich gestern zu jemand sagen, daß ich Dir sehr ähnlich würde."

„Ich meinte damit nicht im Wesen."

„Im Aussehen konntest Du aber doch unmöglich meinen, denn Du bist so groß und graziös, während ich, wie Du immer sagst, gerade das Gegenteil davon bin. Dann ist Dein Teint so hell und zart, während ich bald so dunkel und sonnenverbrannt bin wie Peter. — Sagtest Du nicht gestern so?"

Augen und Lippen lächelten unter dem Rand des weißen Strohhutes hervor; als aber das junge Mädchen gelassenen Schrittes die Treppe hinunterging, erstarb das Lachen in ihren Augen und ihre Mienen wurden plötzlich ernst.

* * *

Die Turmuhr in Braunsdorf schlug eins. Als der Ton in der Sommerluft verhallt war, legte der Mann auf dem Felsen den Pinsel nieder, um von der Arbeit ein wenig auszuruhen. Rund um ihn her waren die herrlichsten Scenerien. Das saphirblaue Meer lag vor ihm, sich



Der Leguan. Originalzeichnung von A. Lütke. (Mit Text.)

sanft an dem abfallenden Strande brechend; die Ruinen hinter ihm — die alten, zerklüfteten Felsen zu beiden Seiten. Die Seevögel kreisten in weitem Bogen über seinem Haupte; so lange hatte er fast regungslos dagesessen, daß sie sich an seine Gegenwart gewöhnt hatten und sich ihm ohne Scheu näherten. Es war ein schlanker, dunkelhaariger Mann mit scharfgeschnittenen Zügen und matten Augen, welche von dunkeln Wimpern beschattet waren. Ein weicher Schnurrbart bedeckte seine Oberlippe und verbarg den finstern Zug, der um seinen Mund lagerte. Es war ein Gesicht von orientalischer Schönheit. Das Halstuch war leicht unter dem wohlgeformten Kinn geschlungen. Die Hände waren lang und geschmeidig. Sein Anzug war der des feinen Mannes, aber ohne Sorgfalt, beinahe nachlässig.

Er packte seine Malutensilien zusammen und brach auf, indem er sich dem kleinen Fischerdorf Schwarzenfels zuwendete, welches vielleicht eine Stunde weiter westlich lag.

Der Weg über die Felsen war gefährlich für jemand, der an so steile Pfade nicht gewöhnt war. Hier und dort klafften breite Spalte und geradwandige Felsblöcke standen da wie finstere Schildwachen, die den Weg versperren. Am Rande einer schmalen Felsplatte, ein Stück von der Ruine entfernt, blieb der Künstler stehen. In der rechten Hand trug er die kleine Staffelei und den ledernen Beutel, welcher alles enthielt, was er zu seiner Arbeit gebraucht hatte. Er hatte es für ein Leichtes gehalten, über den Spalt hinwegzuspringen, anstatt um denselben herumzugehen. Er war geschmeidig und besonders geschickt und machte den Sprung mit geringer Schwierigkeit. Als er aber auf der gegenüberliegenden Klippe auftrat, gab ein Teil derselben unter seinen Füßen nach und mit unsagbarem Entsetzen sah er sich in die Tiefe stürzen. Wie lange Zeit vorübergegangen war, wußte der junge Mann nicht, als er endlich wieder zur Besinnung kam.

Mit erbarmungsloser Kraft schien ihm die Sonne in das aufwärts gewendete Gesicht; die Möven flogen mit kurzem, rauhem Gekreisch über ihn hin. Die Kehle war ihm trocken, die Lippen brennend heiß und fast unbewußt empfand er irgendwo an seinem Körper einen stechenden Schmerz.

Langsam öffnete er die Augen und begegnete dem prüfenden Blick eines blauen Augenpaars, das sich über ihn geneigt hatte. Wie gebannt schaute er in ihre mitleiderfüllten Tiefen und empfand nichts weiter, als ein Gefühl der Freude und Verwunderung. — Nach einer Weile machte er eine Bewegung, als ob er sich erheben wollte; so unbedeutend diese aber auch war, verursachte sie ihm doch in allen Gliedern einen so heftigen Schmerz, daß er zum zweitenmal die Besinnung verlor.

* * *

Als er wieder zu sich kam, lag er in einem geräumigen, hübschen Schlafzimmer, durch dessen geöffnetes Fenster er das Meer sah. Verwundert schaute er sich ringsum. Wo befand er sich? Das französische Bett mit den bunten Gardinen, der große Mahagonischrank, der Toilettentisch mit den frischgefüllten Blumenvasen, das mit blumigem Kattun bezogene Sofa, auf welchem er lag — das alles war ihm fremd. Wie kam er hierher?

Langsam tauchte die Erinnerung in ihm auf — sein Weg über die Felsen, sein Sturz und das Gesicht, welches sich über ihn geneigt hatte.

Ja, das Gesicht! War es ein Traum, ein Gebild seiner erregten Phantasie, oder hatte sich wirklich ein Mädchengesicht mit blauen Augen in tiefem Mitleid über ihn gebeugt? Er wußte es nicht. Ruhig lag er da, des geringen, körperlichen Schmerzes kaum bewußt. Durch das geöffnete Fenster hörte er, wie die Wellen an die Küste schlugen.

Plötzlich berührte ein anderer Ton sein Ohr; auf der Schwelle erschollen Schritte und voll Erwartung wendete er hastig den Kopf.

Im Rahmen der Thüre stand wie zögernd ein junges Mädchen. Ihre großen Vergißmeinnichtaugen waren voll Neugier auf ihn gerichtet. In seiner braunen Wange stieg ein leichtes Rot auf, denn er erkannte in jenem Gesicht dasselbe wieder, das seine Gedanken ausschließlich beschäftigte.

„Wie fühlen Sie sich?“ fragte die junge Dame, ein paar Schritte nähertretend.

„Ich danke, die Schmerzen sind gering. Bitte, wollen Sie mir sagen, wo ich mich befinde?“

„In unserm Hause — in der Mönchsbucht,“ lautete die Antwort.

„Darf ich fragen, wer mich hierherbrachte?“

„Peter, einer von unsern Leuten und noch ein anderer Mann. Sie stürzten von einer Klippe herab; war es nicht so?“

„Ja, ich stürzte irgendwo; der Stelle erinnere ich mich nicht mehr genau,“ entgegnete er mit mattem Lächeln. „War es wohl Peter, der mich fand?“

„Nein. Ich fand Sie,“ erwiderte sie rasch.

„Das hätte ich wissen sollen,“ sagte der Künstler langsam, während er den Blick voll Verwunderung auf ihr ruhen ließ. „Darf ich wissen, wem ich zu so viel Dank verpflichtet bin?“

„Ich bin Hester Korneck, und —“

Er verstand ihre plötzliche Pause.

„Fräulein Korneck, Robert Selten bittet um Erlaubnis, Ihnen für den Dienst zu danken, den Sie ihm geleistet haben,“ sagte er langsam und mit Nachdruck. „Und nun, da wir uns in aller Form miteinander bekannt gemacht haben, wollen Sie nicht Platz nehmen und ein wenig mit mir plaudern?“ fügte er halb scherzend hinzu.

Bereitwillig ließ sich das Mädchen in den Armstuhl nieder, der dem Sofa gegenüberstand. Ihre ganze Art und Weise hatte etwas Freimütiges, Ungezwungenes, daß der Künstler davon entzückt war.

„Ich hätte geglaubt, jene Felsenpfade wären viel zu gefährlich, als daß eine junge Dame sie zu betreten wagte.“

„Für die meisten jungen Damen sind sie in der That sehr gefährlich,“ lautete die von einem leichten Kräuseln der Lippen begleitete Antwort, „aber zu Ihrem Glück pflege ich die steilen Höhen häufig zu besteigen. Ich kam heute von Braunsdorf zurück, als ich Sie besinnungslos am Boden fand. Sie sind nur wenige Fuß herabgestürzt — es war kein gefährlicher Fall — aber Sie haben sich dabei den Knöchel verrenkt, sagt Doktor Lauber. Ich glaubte, Sie hätten sich viel ernster verletzt, Sie sahen so erschreckend bleich aus, als Sie dalagen. Zu Hause sagte ich es Großmama und sie schickte Peter sofort, Sie zu holen. Unterwegs traf Peter einen Fischer aus Schwarzenfels und mit dessen Hilfe brachte er Sie hierher. Mich schaudert, wenn ich bedenke, welches Schicksal Ihnen vielleicht wäre beschieden gewesen, wenn ich Sie nicht gefunden hätte,“ schloß sie, indem sie ihm einen mutwilligen Blick zuwarf.

„Ich fürchte, mein unglücklicher Sturz macht Ihnen allen viel Unbequemlichkeit,“ bemerkte der Künstler in ärgerlichem Tone.

Fräulein Korneck hob abwehrend die Hand.

„Nicht im geringsten,“ rief sie; „also bitte, lassen Sie diesen Gedanken sofort fallen. Ich bin überzeugt, daß Großmama bei der Aussicht, ein wenig Krankenpflegerin spielen zu können, sehr glücklich ist; sie schwärmt für dieses Amt. Sie müssen sich schon drein ergeben, wenigstens vierzehn Tage hier zu bleiben und mit Großmamas, Charlottes und meiner Gesellschaft vorlieb zu nehmen — denn Sie sind in einem viel zu hilflosen Zustand, als daß Sie jetzt das Quartier wechseln könnten.“

„In meinen Augen bin ich der glücklichste Mensch, versichere ich Sie,“ lachte Selten. „Darf ich fragen, wer Charlotte ist?“

„Charlotte ist meine Tante, das heißt meines Vaters Stiefschwester. Großmama war nämlich zweimal verheiratet. Ihr erster Mann hieß Korneck und der einzige Sohn dieser Ehe ist mein Vater. Sehr jung schon wurde sie Witwe und mein Vater war fast erwachsen, als sie zum zweitenmale heiratete und zwar einen Witwer mit einem kleinen Mädchen — das war Charlotte. Sie ist also meine Stieftante und eigentlich sind wir mehr wie Schwestern.“

„Und Ihre Mutter — ist sie tot?“ fragte Selten.

Diese Familienangelegenheiten interessierten ihn zwar nicht sehr, aber es war ihm eine Freude, in das dunkle, hübsche Gesicht ihm gegenüber zu sehen und die klare und frische Stimme so lustig plaudern zu hören. Bei seiner letzten Frage verdunkelte ein Schatten des Mädchens leuchtende Augen.

„Meine Mutter ist tot — ja, natürlich. Sie starb, als ich noch ein kleines Kind war. Mehr weiß ich indessen nicht von ihr. Mein Vater ist so viel auf Reisen; er ist Kapitän eines Handelsschiffes — und wenn er zu Hause ist, erwähne ich sie nie. Ich habe immer das Gefühl, als sei es ihm schmerzlich, von ihr zu reden. Er hat es mir nie gesagt; nur habe ich immer das Gefühl.“

Sie schwieg eine Weile. Ueber ihr Gesicht, das dem Licht zugewendet war, glitt ein trauriger Zug, welcher es seiner Heiterkeit beraubte, während sie die großen, sprechenden Augen mit einem langen, sinnenden Blick nach dem blauen Himmel richtete. Robert Selten beobachtete sie unter den gesenkten Wimpern hervor.

„Hester!“

Der in einem rauhen, ärgerlichen Ton gerufene Name ließ sie beide auffahren. Der Künstler sah eine große, eckige Frauengestalt auf der Thürschwelle erscheinen.

„Warum bist Du hier?“

Das Mädchen sprang auf. War es nur Seltens Einbildung, oder war Hester wirklich plötzlich wie umgewandelt? Das Feuer, die Lebendigkeit war aus ihren Zügen gewichen, die einen Augenblick zuvor noch voller Glanz und Frische gewesen. „Wünschest Du etwas von mir, Großmama?“

„Charlotte braucht Dich im Garten.“

Mit nachdenklicher Miene ging Hester die breite Treppe hinunter. Im Erdgeschoß lag ein kleines Zimmer, von dem aus man direkt in den hinter dem Hause sich befindlichen Garten gelangen konnte. Grüne Blätter und leichte Zweige streiften, wenn der Wind sich bewegte, die Glasthüre und durch ein vollständiges Netzwerk derselben blickte Hester nach der schlanken Gestalt Charlotte Horsts hinüber, die sich zwischen den Beeten zu schaffen machte.

„Nun, wie ist der interessante Fremde?“ fragte die letztere mit einem leichten Anflug von Hohn, als Hester zu ihr trat.

„Sind die Raupen heute morgen sehr geschäftig?“ fragte das junge Mädchen gelassen zurück, während sie auf die steife Lattichreihe niederblickte, über die Charlotte sich gebückt hatte.

„Nach dem Regen sind sie gewöhnlich sehr geschäftig,“ entgegnete sie scharf. „Wie ist der Künstler, Hester?“

„Ist er ein Künstler?“ meinte Hester, während sie mit sinnender Miene auf einen impertinenten, kleinen Wurm blickte, der den Kopf voll Verachtung von dem mütterlichen Boden erhob.

„Der Fischer, welcher Peter half, ihn hierherzubringen, sagte, er wäre ein Fremder, der sich in Schwarzenfels einquartiert hat. Er malt

von morgens früh bis zum späten Abend, meinte der Fischer, und daraus hätten die Leute in Schwarzenfels natürlich geschlossen, daß er ein Künstler ist. Er heißt Selten."

„Ja," wiederholte Hester, in Gedanken verloren, „er heißt Selten."

2.

Die Flut war vorüber. In einer kleinen Höhle, welche von einem weit vorspringenden Felsen gebildet wurde, saß Charlotte Horst mit einer Häkelarbeit in der Hand. Häkeln war Charlottens Lieblingsbeschäftigung. Die zahlreichen Decken und Deckchen, welche über die Stühle und Sofas in der Villa gebreitet waren, zeugten von ihrem unermüdlichen Fleiß in derartigen Arbeiten.

Neben ihr saß Hester mit dem breitrandigen Strohhut. Sie trug denselben, sobald sie das Haus verließ, trotz Charlottens Gegenreden. In ihrem Schoß lag ein aufgeschlagenes Buch und zu ihren Füßen ein prächtiger Neufundländer.

Auf dem sandigen Boden der Höhle hatte sich Robert Selten lang hingestreckt. Vier Wochen waren seit dem Tage verflossen, an welchem Hester Korneck ihn bewußtlos auf der Klippe gefunden hatte. Das gastliche Dach der Villa hatte er inzwischen mit seinem Quartier in Schwarzenfels vertauscht, doch war es ihm zur Gewohnheit geworden, Mönchsbucht fast täglich zu besuchen. Oft fand er sich für eine Stunde in der Villa ein und nahm an dem einfachen Abendessen teil, denn Frau Horst, die den meisten Leuten kalt und einsilbig begegnete, hatte jederzeit ein herzliches Willkommen für den ernsten, höflichen, ruhigen Mann, der den Weg zu ihrem Herzen gefunden. Es war ihm das nicht ganz ohne Mühe gelungen, aber er hatte einen Zweck dabei im Auge, der einer kleinen Mühe wert war.

Oefter noch schloß er sich Charlotte Horst und Hester Korneck auf ihren Streifzügen an. Häufig brachte er dann seine Malutensilien mit, aber die Arbeit wurde vernachlässigt. Sobald Hester in der Nähe war, vergaßen des Künstlers träumerische, dunkle Augen die wechselnden Farben des Meeres und des Himmels zu studieren. Das liebreizende, kindliche Gesicht erschien ihm schöner als alles andere auf der Welt. Des Mädchens wunderbare Schönheit verwirrte seine Sinne; seine leidenschaftliche, südliche Natur — seine Mutter war Spanierin gewesen — war davon entzündet. Er beobachtete das Mädchen oft so forschend, daß es dieses geradezu peinlich berührte, und dabei fragte er sich, ob je der Tag kommen würde, an dem sich die klaren, seelenvollen Augen, welche den seinen jetzt so offen begegneten, vor seinen glühenden Blicken zu Boden senken würden. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte ihn der selige Gedanke, ein Erröten auf ihrem lieblichen Gesicht hervorrufen zu können. Leider aber prallten seine feurigen Blicke wie an einem eisigen Gletscher ab. Noch bei keinem seiner Worte oder Blicke hatten sich die runden Wangen, welche bei den Küssen von Sonne und Wind ein reiches Rot überzog, einen Schatten dunkler gefärbt und ihre Gleichgültigkeit steigerte seine Leidenschaft mit jedem Tage. Manches Mädchenherz hatte heiß für ihn geschlagen, doch bevor Hester seinen Weg kreuzte, war es noch keiner gelungen, ihn ihre Macht fühlen zu lassen.

„Sie soll mich lieben!" rief es wiederholt in seinem Innern, und die dünnen Lippen verzogen sich zu einem grausamen Lächeln bewußter Macht. Denn wann hätte er je sein Ziel nicht erreicht? „Sie soll mich dennoch lieben! Was ist eines Mädchens Willen im Vergleich mit dem eines Mannes — im Vergleich mit dem meinen? Ich kann warten!" So blieb er in der Nähe von Mönchsbucht und vertändelte müssige Stunden mit Charlotte Horst — die bei der geringsten Veranlassung bereitwillig errötete — um der Möglichkeit willen, mit Hester ein paar Worte austauschen zu können.

Hester dagegen fragte wenig nach Robert Selten. Sie war ihm zu Hilfe gekommen, als er deren bedurfte, weil sie es einfach für ihre Pflicht hielt; aber es lag etwas in der Natur jenes Mannes — hinter der ritterlichen Höflichkeit, der weichen Milde, der ganzen Art seines Wesens — was sie bei näherer Bekanntschaft abstieß. Was es eigentlich war, das sie unter der glatten Oberfläche erblickte, wußte sie selbst nicht zu sagen. Es war mehr Instinkt als klares Gefühl, was sie vor Robert Selten warnte.

„Ich möchte ihn nicht zum Feind haben. Er macht den Eindruck, als ob er sehr grausam sein könnte," dachte sie einmal, als sie ihm in das ernste Gesicht schaute, und der Tag sollte kommen, an dem sie bitter empfand, wie wahr ihre Vermutung gewesen.

„Wollen Sie das Buch nicht beiseite legen und ein wenig gesellig sein, Fräulein Hester?" sagte der Künstler in freundlich bittendem Tone.

„Gesellig — ja in der That!" Es war Charlottens Stimme, die in leisem Mißmut laut wurde. „Ich sage es Hester beständig, daß es eine durchaus ungesellige Angewohnheit ist, in Gegenwart anderer zu lesen; aber sie hört nicht darauf."

Des Mädchens Lippen umspielte ein seltsames Lächeln; ihre Augen blieben auf das offene Buch gerichtet. Seltens Blicke hafteten fest an ihr.

„Was lesen Sie da, Fräulein Korneck?" fragte er, um, wenn auch nur für einen Moment, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

„Tasso." Die Antwort war kurz. Charlottens Vorwurf war sichtlich auf ein taubes Ohr getroffen.

Plötzlich schlug Hester das Buch zu, legte es aus der Hand und sprang auf.

„Ich werde noch etwas Seegras suchen," sagte sie. „Komm Hektor!"

Von dem Hunde gefolgt ging sie. Selten nahm das Buch auf und blätterte gedankenlos darin herum. Auf dem Titelblatt fand er von zierlicher Hand geschrieben die Worte: „Meiner lieben Schülerin Hester Korneck von Eugenie de Boisson." Seltens Lippen entfuhr ein Ausruf der Ueberraschung. Charlotte schaute von ihrer Arbeit auf.

„Ich — ich kenne jemanden dieses Namens," sagte er mit erzwungener Ruhe, indem er mit seinem langen, weißen Zeigefinger auf den französischen Namen deutete; „aber der de Boisson, den ich kannte, war ein Mann."

„Mademoiselle de Boisson unterrichtete in dem Institut, wo Hester in Pension war. Beide lieben sich sehr. Ich glaube, Mademoiselle de Boisson hat kürzlich eine kleine Erbschaft gemacht und unterrichtet seitdem nicht mehr."

Charlotte fuhr ungestört in ihrer Arbeit fort, während Selten müssig dalag und nach dem glänzenden Wasser und den in der Sonne leuchtenden Segeln der kleinen Fischerboote hinblickte.

„Was für ein köstlicher Morgen," meinte er träumerisch und fuhr nach einer kleinen Pause zu Charlotte gewendet fort: „Wie kann man da arbeiten. Legen Sie die Stickerei beiseite, Fräulein Horst und folgen Sie meinem Beispiel. Kommen Sie, lassen Sie uns ein wenig plaudern."

Seine schöne Hand legte sich mit leisem Druck auf des Mädchens geschäftige Finger, und so unbedeutend die Bewegung an sich auch war, versetzte sie Charlotte doch in den siebenten Himmel. Das Herz klopfte ihr zum Zerspringen und die blonden Augenwimpern streiften die erglühende Wange. Es war so selten, daß Robert Selten sie oder ihre Arbeit betrachtete — so selten, daß er überhaupt ihre Gegenwart zu bemerken schien. Und nun lag er zu ihren Füßen — niemand war in der Nähe, der ihr seine Blicke hätte entziehen können — o, das war Seligkeit!

Sie sann auf Gesprächsthemen, die ihm interessant sein würden. — Hatte Herr Selten die Kirche in Braunsdorf schon gesehen? Es war ein altertümliches, originelles Gebäude. Und Hohensitz, das alte, große Rittergut, welches an der Straße zwischen Mönchsbucht und Braunsdorf lag?

„Hohensitz? Wem gehört das?" fragte Selten anscheinend interessiert.

„Dem Freiherrn Werner von Roßlingen. Er ist aber selten da. Er reist viel mit seiner Mutter, einer kränklichen, alten Dame.

„Und wem gehört die anstoßende Besitzung?"

„Sie meinen „Elisensruhe". Das gehört Herrn Schuch, dem Pfarrer von Braunsdorf, der es mit seiner Tochter bewohnt. Haben Sie die herrliche Baumgruppe vor dem Hause gesehen? Man bewundert sie allgemein.

Sie brach plötzlich ab. Ein Ausdruck in ihres Gefährten Augen, welche Hesters anmutiger Gestalt folgten, ließ die ihren eifersüchtig aufflammen. Schnell nahm sie ihre Arbeit wieder auf und beugte das Gesicht mit fest aufeinander gepreßten Lippen tief über dieselbe herab. Selten bemerkte weder den Blick noch die Bewegung.

„Ihre Nichte ist unermüdlich im Aufsuchen der kleinen Seegewächse," sagte er, den Blick noch immer auf die Gestalt in der Ferne geheftet.

„Hester Korneck ist nicht meine Nichte," lautete die frostige Antwort. „Mein Vater heiratete Kapitän Kornecks Mutter, und ich bin gewöhnt, in ihr meine Mutter zu sehen, wie in Stefan Korneck meinen Bruder, obgleich wir im Grunde ja nur durch jene Heirat verwandt sind; mit Hester aber bin ich selbst das nicht einmal." (Fortsetzung folgt.)

Unter falschem Verdacht.

Erzählung von E. Hainberg.

Es war noch früh am Morgen. Golden war die Sonne am Himmel aufgegangen und lag strahlend auf den taufrischen Wiesen, dem ersten, zarten Grün der Sträucher und der Blütenpracht der Bäume. Ein Morgen, so recht gemacht, Lebensmut und Lebensfreude in der Menschen Herz zu gießen.

Doch auf den einsamen Mann, der da mit hastenden Schritten, mit von Sorge und Kummer gefurchtem Antlitz dahinschreitet, scheint der sonnige Morgen nicht diese Wirkung zu haben. Sein Auge sieht wohl kaum die Schönheit der Natur, ihm schwebt nur ein einzig Bild vor, und das sind die abgezehrten Züge und die fieberglühenden Augen seines Weibes, es ist der Schrei seines eben geborenen ersten Kindes, sonst ein Jubelton für ein Vaterherz, diesmal ein Marterschrei für einen gequälten, zu Tode gehetzten Mann.

Vor einem Jahre noch hatte er bessere Tage gesehen, ja, da war das Glück in seiner ganzen Fülle bei ihm eingezogen. Wie hätte er damals geglaubt, als er das geliebte Weib in das rosengeschmückte Stübchen führte, daß Kummer und Trübsal hier so bald ihren Einzug halten würden. Und doch waren sie gekommen, ach, so bald.

Adolf Köhler hatte eine gute Stellung als Kassierer in einem großen Geschäftshause. Er besaß das Vertrauen des Chefs und die Freundschaft des Sohnes vom Hause, bezog ein gutes Gehalt, das, obgleich er ein armes Mädchen geheiratet, vollständig für der jungen Gatten bescheidene Bedürfnisse ausreichte und sie in den Stand setzte, sich ihre häusliche Einrichtung nach und nach zu vervollständigen.

Doch nur scheinbar war Afred Bensen der Freund von seines Vaters Kassierer. Die frühere Freundschaft hatte sich schon lange in Haß verwandelt, denn er liebte mit glühender Leidenschaft Charlotte, die spätere Gattin Adolf Köhlers. Er konnte es dem Freunde nicht vergeben, daß dieser Charlottens Herz errungen, und Haß, bitterer Haß, nahm jetzt die Stelle bisheriger Freundschaft und Liebe ein. Sein rachsüchtiger Geist grübelte unaufhörlich, auf welche Weise er der jungen Gatten Glück trüben und vernichten könnte. Endlich glaubte er das Mittel gefunden zu haben, das beider Glück und Ehre untergraben mußte; ohne Bedenken und Reue vor den Folgen seiner bösen That schritt er zur Ausführung.

Der Chef des Hauses, Alfreds Vater, war seit einigen Tagen verreist. Es war abends nach Kassenschluß. Das Personal hatte bereits das Haus verlassen, nur Adolf Köhler saß noch an seinem Pult, um einige Briefe zu schreiben, als sich die Thür öffnete und Alfred Bensen anscheinend niedergeschlagen auf der Schwelle erschien. „Köhler, Sie müssen mir einen Freundschaftsdienst leisten, ich brauche notwendig heute abend noch zehntausend Mark!“ Das waren die wenigen Worte, mit welchen er sich an seinen Freund wandte. —

„Es thut mir aufrichtig leid,“ entgegnete Köhler, „aber in der Kasse ist so viel nicht vorhanden; wie Sie wissen, habe ich heute bedeutende Posten ausbezahlt.“

„Ich weiß, ich weiß,“ entgegnete hastig der junge Bensen. „Aber, Sie haben die Depositengelder in Verwahrung. Geben Sie mir davon die Summe, in einigen Tagen sollen Sie dieselbe wieder haben.“

„Die Depositengelder soll ich angreifen?“ sagte Adolf ganz entsetzt, „nimmermehr!“

„Sie müssen, oder ich bin verloren!“ rief Bensen.

„Aber das ist unmöglich,“ sagte Köhler mit fester Stimme.

„Hören Sie mich,“ entgegnete der andere. „Ich muß die Summe heute noch haben, meine Ehre steht auf dem Spiel. Was wagen Sie auch dabei,“ fuhr er hastig fort; „in einigen Tagen ist die Summe wieder in Ihren Händen, und niemand erfährt etwas davon. Wäre mein Vater nicht unglücklicherweise verreist, würde ich mich an ihn wenden, aber so? Derselbe würde es Ihnen sicher nie verzeihen, wenn Sie mich im Stich ließen, denn mir bliebe nichts übrig als der Tod.“

Der Lichtenstein in der schwäbischen Alb. (Mit Text.)

Adolf Köhler kämpfte einen schweren Kampf zwischen Pflicht und Freundschaft. — Aber Alfred war in der Not, seine Ehre stand ja auf dem Spiel. Konnte er ihn da verlassen, sollte er ihm den Untergang bereiten? — Würde er nicht in den Augen seines Chefs ewig die stumme Anklage lesen: „Warum rettetest Du nicht meinen Sohn, mein einziges Kind, vor Entehrung und Tod?“ — Adolf stöhnte laut auf. Schwerfällig erhob er sich dann; „ich will Ihnen die Summe geben,“ sagte er; seine Stimme erklang heiser vor innerer Erregung.

Triumphierend blitzte es in Alfreds Augen auf. „Dank, Dank,“ sagte er gleich darauf. Er empfing die Summe und steckte sie zu sich, dann wandte er sich zum Gehen; in der Thür drehte er sich noch einmal um und sagte wie beiläufig: „Ich erwarte von Ihrer Ehre, daß Sie niemanden von diesem Vorfalle etwas mitteilen.“

„Selbstverständlich!“ erwiderte Adolf. Gleich darauf verließ auch er schweren Herzens das Lokal.

Acht Tage waren vergangen.

Der Chef war zurückgekehrt. — Adolf hoffte von einem Tage zum andern, daß Alfred die Summe zurückgeben werde, aber Tag um Tag verging, ohne daß er seiner Verpflichtung nachgekommen wäre. „Morgen,“ tröstete sich dann am Schluß eines jeden Tages Adolf. Doch der Morgen kam, der Tag ging zur Neige, ohne daß Alfred an die Erfüllung seiner Pflicht dachte. „Ich muß ihn erinnern, es geht nicht anders,“ sagte sich Adolf. Und da hieß es auf einmal: „Herr Alfred Bensen ist verreist.“ — „Er wird Geld holen,“ tröstete sich Adolf. Da wurden unerwartet Gelder eingefordert. Der Chef ließ sich selbst die Schlüssel zum Depositenschranke geben. Adolf überlief es eiskalt. Jetzt mußte das Fehlen des Geldes zu Tage



Die Neugierige. Von Toby Rosenthal. (Mit Text.)

kommen, und er hatte sein Wort gegeben, nichts zu verraten! Herr Gott im Himmel, warum so harte Strafe? Mit unstäten Blicken beobachtete er seinen Chef, wie dieser bald die vorhandene Summe zählte, dann in die Bücher schaute, und wiederum nachaddierte. Dann, endlich blickte er auf. Adolfs verstörte Züge sagten ihm alles. Und dieser wagte nicht, etwas zu seiner Entschuldigung vorzubringen. Stumm und niedergeschlagen begegnete er den ihn überflutenden Vorwürfen, und mit derselben Ergebung nahm er seine Entlassung hin. In kurzer Zeit, vielleicht in wenigen Stunden mußte sich ja doch alles aufklären. Alfred mußte zurückkommen, und er würde nicht zögern, seinem Vater alles einzugestehen, dann stand seine Ehre wieder makellos da, und der alte Bensen würde ihn in seine Stellung wieder einsetzen.

Doch Woche auf Woche verging, ohne daß Alfred zurückkam, und Adolf wollte endlich doch die Angst und Ungeduld übermannen, aber selbst jetzt kam kein Zweifel über des vermeintlichen Freundes ehrenhafte Gesinnung in seine Seele; sein Denken und Fühlen war selbst zu rein und fern von allem Falsch, um dies nicht auch bei andern vorauszusetzen.

Endlich kam Alfred. Adolf wartete mit größter Spannung auf seinen Besuch. Doch zwei, drei Tage vergingen, und Alfred ließ sich nicht blicken, noch kam irgend eine Botschaft von ihm.

Da litt es ihn nicht länger, müßig auf das Erscheinen Alfreds zu warten. Er ging, so schwer es ihm auch wurde, nach dem Bensen'schen Hause. Der Portier musterte ihn mit einem erstaunten, beleidigenden Blick von Kopf bis zu Fuß. „Der junge Herr sei ausgegangen," erwiderte er auf Adolfs scheue Frage. Schweren Herzens trat Adolf den Rückweg an, aber immer noch hoffend, Alfred in den nächsten Stunden in seiner Wohnung zu sehen, er mußte ja wissen, in welchem Verdachte Adolf stand und weshalb er aus seiner Stelle entlassen sei, wie konnte er zögern, den Freund aus aller Not und Sorge zu reißen?

Als der Tag abermals erfolglos verstrichen und der nächste Morgen schon ziemlich weit vorgerückt war, ohne daß von Alfred Bensen eine Nachricht eingetroffen wäre, da suchte der Unglückliche abermals das Bensen'sche Haus auf, nochmals den Versuch machend, den jungen Bensen zu sprechen. Und wiederum ward ihm eine abweisende Antwort. Adolf war außer sich, mit Gewalt wollte er in das Zimmer dringen, da kam Alfred, durch den Lärm hervorgelockt, ihm auf der Schwelle entgegen. Mit unbeschreiblichem Hohn betrachtete er sein Opfer. „Was wollen Sie von mir?" fragte er mit eisiger Abwehr, „mit einem Dieb habe ich keine Gemeinschaft."

Adolf stand im ersten Augenblick verständnislos dieser Anschuldigung gegenüber. Als er sich besann und den wahren Sinn der Worte erfaßte, kam ein Zorn ohne Grenzen über ihn; außer sich wollte er sich auf den Vernichter seiner Ehre stürzen, doch dieser war verschwunden, und das höhnisch lächelnde Gesicht des Portiers grinste ihm schadenfroh entgegen. „Ehrloser, feiger Schurke!" rief er, indem er machtlos an der Thür rüttelte, dann wankte er gleich einem Trunkenen nach Hause.

Mit Ingrimm sah er, in welche Falle er gegangen. Und er hatte so fest auf die Treue des falschen Freundes gebaut. Betrogen, elendiglich betrogen an Ehre und Gut! Vernichtet all' seine schönen, bescheidenen Lebenshoffnungen.

Ein gebrochener Mann kam er zu Hause an; kaum wagte er seinem armen Weibe in die Augen zu schauen, die so vertrauend zu ihm aufblickten. Eine zerrüttete Existenz, ein ehrloser Name, war es allein, was er ihr noch zu bieten hatte. Doch in der Stunde der tiefsten Not und Demütigung lernte er die Größe und Opferwilligkeit eines liebenden Weibes kennen. Kein Vorwurf, kein Tadel kam über ihre Lippen. Sie war es, welche ihm Trost zusprach, welche ihm zeigte, daß in ihren Augen seine Ehre rein und unantastbar war, und daß sie sein Unglück aufs tiefste beklage, doch auch die Hoffnung auf einen endlichen Sieg nicht aufgebe.

„Sieh', Herzensmann," sagte sie beschwichtigend, „noch sind wir nicht ganz arm, wir haben uns und unsere Liebe, und die wird uns aufrecht erhalten, auf daß wir das uns Auferlegte in Geduld und Fassung tragen. Du weißt," fuhr sie nach einer Pause fort, „mit welch' gutem Erfolg ich vor unserer Verheiratung feine Stickereien für das M . . . Geschäft besorgte. Ich werde mich wieder an die Firma wenden, und wir werden vor Mangel geschützt sein, bis es Dir gelingt, eine neue Stellung zu erringen."

„O, Du gutes, braves Weib!" rief Adolf gerührt.

Adolf bemühte sich nun um eine neue Stellung, doch wie er auch suchte und fast demütig bat, überall fand er verschlossene Thüren; seine letzte Vergangenheit flößte niemand Vertrauen ein. So ward eine Hoffnung nach der andern vernichtet, nirgends fand er Glauben.

Nach Ablauf eines halben Jahres war er fast mittellos. Die beiden Gatten hatten bisher nur von dem immerhin karg bemessenen Verdienst, den die junge Frau durch ihrer Hände Fleiß erwarb, gelebt, jetzt mußte auch diese Hilfsquelle versiegen, und neue Sorgen traten an das junge schwer geprüfte Paar heran.

Unter solch verzweifelnden Umständen wurde ihm ein Sohn geboren. Es fehlte an dem Nötigsten für die schwer leidende Frau. Woher Geld für den Arzt und die notwendigsten Stärkungsmittel nehmen?

In verzweifelter, trostloser Stimmung schritt Adolf Köhler achtlos einen Weg, da stieß sein Fuß an einen harten Gegenstand, er blickte hin und hob eine Brieftasche empor. Adolf konnte sich nicht versagen, einen Blick in dieselbe zu werfen, vielleicht daß sich aus dem Inhalt der Besitzer erkennen ließ. Doch erschrocken starrte er auf den Reichtum, der sich seinen Blicken bot. Zehn, zwanzig, dreißig Tausend-Markscheine hielt er in seiner Hand. Da war es ja, was er so schmerzlich vermißte. Ein kleiner Teil davon hätte ihn glücklich und sorgenfrei gemacht! Er hatte die Mittel in der Hand, sein armes, krankes Weib zu pflegen, seinem Kinde die notwendige Sorgfalt angedeihen zu lassen. War es nicht ein Fingerzeig von Oben, eine Fügung? Konnte es ein Unrecht sein, wenn er in dieser Not das nahm, was ihm der Zufall bot? Was konnte es einem anscheinend Reichen ausmachen, wenn er einen Teil von dem einbüßt, was er wohl schon ganz verloren gab?

Die Versuchung trat immer näher und größer an ihn heran. Sein armes Weib, sein hilfloses Kind! für sie, für sie! war sein vorherrschender Gedanke. War er in den Augen seiner Mitmenschen nicht doch ein Dieb, ein Ehrloser?! Das rüttelte ihn auf. Bis jetzt war es nur ein — falscher Schein, der auf ihm lastete, vor seinem eigenen Gewissen war er frei! noch konnte er sein Auge frei und offen erheben. Und so sollte es bleiben! Aber sein armes Weib, sein Kind! Eiliger hastete er vorwärts, erst wollte er zu dem Arzt, dann den Inhaber seines Fundes aufsuchen, um diesem denselben zurückzugeben; zuletzt hatte er noch auf der Innenseite der Brieftasche den wahrscheinlichen Namen des Verlierers entdeckt. Es war der Name eines in der Geschäftswelt sehr geachteten Finanzmannes. Wenn er diesem sein Unglück klagte, vielleicht fühlte sich derselbe dann bewogen, ihm eine kleine Summe vorzustrecken, welche für die erste Zeit ausreichte.

Eine halbe Stunde später stand er dem Kommerzienrat Pfeifer gegenüber. Dieser, ein älterer Herr, mit schneeweißem Haupt- und Barthaar und wohlwollenden Gesichtszügen, dankte ihm erfreut für die pünktliche Rückgabe der Brieftasche, deren Verlust er noch nicht einmal bemerkt hatte. Die geknickte, abgezehrte Gestalt des ihm wohlbekannten jungen Mannes mit prüfenden Blicken betrachtend, fragte er: „Sind Sie noch immer stellenlos?" Adolf bejahte und schilderte seine vergeblichen Bemühungen um eine neue Stellung und seine jetzige trostlose Lage. Er sprach mit rauher, heiserer Stimme, wie wenn innere Qual ihn zu ersticken drohte. Als er geendet, reichte ihm der Kommerzienrat die Hand. „Wie wäre es," sagte er, „wenn Sie in mein Geschäft einträten? Ich kann Ihnen zwar vorerst nur eine Nebenstelle geben, da die erste Kassierer- und Buchhalterstelle besetzt ist, allein für den Anfang ginge es ja wohl auch. Sie müßten sich eben etwas unterordnen. Wollen Sie?"

„O, wie gern und dankbar nehme ich die Hand an, die sie mir bieten! Sie geben mir neue Hoffnung und Lebensmut!" erwiderte Adolf mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Nun, dann erwarte ich Sie in den nächsten Tagen, wenn Sie Weib und Kind ohne Sorge verlassen können. Zugleich erbitte ich mir die Patenstelle bei Ihrem Söhnchen, und hier mein erstes Geschenk für mein Patchen und seine Eltern," damit überreichte er dem Ueberraschten neun Tausend-Markscheine. „Und nun gehen Sie und sorgen Sie, daß Ihre kleine Frau bald wieder gesund ist und wir eine fröhliche Taufe feiern können!"

Von dankbarer Rührung überwältigt, wollte Adolf dem edelmütigen Manne die Hand küssen, doch dieser, seine Absicht bemerkend, schloß mit kräftigem Drucke seine Hand um Franzens Rechte.

Freude und Glück hielten bei dem jungen Paare nun wieder ihren Einzug. Die junge Frau strahlte bald in Heiterkeit und Gesundheit, und der Kleine entwickelte sich zu einem kräftigen, lebhaften Kinde, seiner Eltern ganze Freude.

Es gelang Adolf, sich nach und nach die Achtung und das Vertrauen seiner Nebenmenschen zurückzuerobern, seine tadellose Führung und das unbegrenzte Lob seines jetzigen Chefs sorgten dafür. Bald sollte auch der letzte Schatten von ihm weichen.

Alfred Bensen, schon lange einem wüsten, lockeren Leben ergeben, brauchte Geld, viel Geld, und selbst die reichlichen Mittel, welche ihm die freigebige Hand seines Vaters spendete, reichten lange nicht für seine Bedürfnisse aus, so sann er, sich dieselben auf heimliche Weise zu verschaffen. Schon mehrmals hatten kleinere Beträge in der Kasse gefehlt. Der Verdacht hatte sich auf den Hausdiener gelenkt, den einzigen Menschen, welcher nach Kassenschluß Zutritt zu den Lokalitäten hatte. Da auf einmal wurde wiederum das Fehlen bedeutender Wertpapiere in der Depositenkasse entdeckt. Eine polizeiliche Durchsuchung der Effekten sämtlicher im Geschäft thätigen jungen Leute fand statt, welche jedoch resultatlos verlief. Nach Beendigung derselben verlangten die durch den auf ihnen lastenden schweren Verdacht tief Gekränkten ebensowohl eine Zimmerdurchsuchung bei Alfred Bensen, dessen leichtsinniges, verschwenderisches Leben allen, außer dem eigenen Vater, bekannt war. Alfred wollte aufbrausen, doch gelassen und ruhig fiel sein Vater ein: „Dies Verlangen ist nur gerecht. Herr Kommissär, bitte, hier sind die Zimmer meines Sohnes."

Alfred Bensen mußte sich wohl sicher vor jedem Verdacht gefühlt haben, so daß er es nicht der Mühe wert gefunden, seinen Raub besser zu verstecken, denn der erste Blick in seinen Schreibtisch zeigte den erschrockenen Umstehenden die vermißten Gelder. Als man sich nach Alfred umsah, war er verschwunden.

Der alte Bensen war in einen Stuhl gesunken. Kalter Schweiß bedeckte seine Stirn. Mit keuchender Stimme bat er, als man ihm hilfreich beistehen wollte: „Bitte, meine Herren, lassen Sie mich einen Augenblick allein.“

Als man ihm eine Stunde später die Nachricht von seines Sohnes freiwilligem Tode brachte, sagte er nur mit unheimlich ruhiger Stimme: „Es ist gut so.“

Mit Gleichmut nahm er das Schreiben in Empfang, welches Alfred angesichts des nahen Todes für seinen Vater aufgesetzt hatte. Es enthielt das vollständige Bekenntnis seiner Schuld, auch der früheren, unter welcher Adolf Köhler so schwer hatte leiden müssen. Es bedurfte für den niedergeschmetterten Mann kaum noch dieses Bekenntnisses. Aber es legte ihm eine Pflicht auf: Zu sühnen, was noch in seinen Kräften stand.

Er ließ Adolf Köhler zu sich bitten und legte ihm den Brief seines unglücklichen Sohnes vor, indem er seine Verzeihung erbat: „Ich bin schwer bestraft für den voreiligen Verdacht, unter welchem ich Sie ohne weiteres verurteilte. Tragen Sie es einem tief gedemütigten, alten Manne nicht nach! Mögen Sie und Gott mir verzeihen, was ich im blinden Wahne gefehlt.“

Tief ergriffen faßte Alfred die kalte Hand seines ehemaligen Chefs. „Ich trage keinen Groll mehr in meinem Herzen,“ war seine einfache Antwort.

Als man am dritten Tage Alfred Bensen still und prunklos zur Erde bestattete, da lag auch bereits der Vater auf der Bahre. Ein Herzschlag hatte seinem Erdenschmerz ein schnelles, wohltätiges Ende bereitet.

Doch in wahrscheinlicher Voraussetzung seines schnellen Todes hatte er noch zuvor die Verfügung getroffen, daß sein nun verwaistes Geschäft mit allen Aktiven und Passiven in den Besitz von Adolf Köhler überging, dieser nunmehr mit Ausnahme einiger Legate der alleinige Erbe des bedeutenden Vermögens wurde. Er betrachtete es als eine Sühne, den einst durch falschen Verdacht schmählich Gekränkten als Inhaber an der Spitze desselben Geschäftes zu wissen, aus dem er einst schimpflich entlassen sei; „er hoffe hierdurch die Ehre desselben vor aller Welt wiederherzustellen,“ lautete die Erklärung des Toten.

Klosterposten.

In der Stiftsbibliothek zu Einsiedeln befindet sich eine noch mit Holzplatten gedruckte Legende des heiligen Meinrad aus dem Jahre 1466, die unter anderem auch die Abbildung eines Klosterboten, d. i. eines zur Ausführung des Botendienstes verwendeten Klosterbruders enthält. Dieses Bild stellt einen mit einem derben Stock bewaffneten Mönch dar, der einem offenbar höheren Klosterbruder einen Brief überreicht. Unter dem Bilde ist folgender erläuternde Text zu lesen: „Hir bringt man dem Apt Botschaft von eim Kloster lag am Zürich see, hieß zu nauwe und derselb Apt begert Sanct Meinrat zu han in seinem Kloster die Jungen zu leeren.“ —

In diesen sogenannten Klosterboten oder Mönchsboten haben wir die Uranfänge und Vorläufer unseres ganzen mittelalterlichen Botenwesens, aus welchem sich allmälich die moderne Post entwickelte. — Wie die Klöster die Erhalter und Förderer der abendländischen Bildung, namentlich beim Beginn des Mittelalters waren, so machte sich auch bei ihnen zuerst das Bedürfnis geltend, im beständigen schriftlichen Gedankenaustausch unter einander zu stehen. Die Bistümer, Abteien und Klöster bildeten den Mittelpunkt des geistigen Verkehrs. Entschiedene Notwendigkeit veranlaßte sie zu einer beständigen Nachrichtenvermittelung zwischen sich, und was lag näher, als daß sie sich zu solchen Nachrichtenüberbringern ihrer eigenen, ihr Vertrauen genießenden Kräfte bedienten? Allerdings kann sich zu Anfang dieser Verkehr nur auf die nächstgelegenen Klöster und zwischen diesen und den benachbarten Bistümern beschränkt haben. Allmälich aber erweiterte sich der Kreis ihrer fortgesetzten Thätigkeit, und Klosterboten durchwanderten oft ausgedehnte Länder von Abtei zu Abtei bis zum Sitze des Kirchenoberhauptes nach Rom. Selbst die Hochmeister der deutschen Ordensritter zu Marienburg bedienten sich bis zu der im Jahre 1276 erfolgten Gründung der geregelten Posten ihres Ordens vielfach der Mönche zur Uebersendung ihrer Briefschaften nach Rom; denn diese waren nicht bloß die zuverlässigsten und anspruchlosesten Boten, sondern, da sie in den Klöstern unterwegs freie Verpflegung fanden, auch die billigsten. Während ein Brief des Hochmeisters, durch einen Läufer nach Rom zu bringen zehn Mark kostete, erhielt ein Mönch für dieselbe Leistung eine Mark. Dieser Mönchsbotendienst muß im Laufe der Zeit ein sehr ausgedehnter geworden sein. Man denke nur an den von seiner Centrale Citeaux aus aufs engste verbundenen Orden der Cisterzienser mit seinen tausend Klöstern von einem Ende Europas bis zum anderen! Selbstverständlich war dieser Dienst auch ein äußerst beschwerlicher und gefahrvoller. Daher machte er hier und da, besonders in öden Gegenden, an Gebirgspässen u. s. w. eigene Vorrichtungen zur Unterbringung, Schutz und Beherbergung der Klosterboten notwendig. So hatte im zwölften Jahrhundert das Kloster Millstadt bei Radstadt in Kärnthen am Fuße der Radstadter Tauern eine eigene Station errichtet für die durchreisenden Mönchsboten. Zuletzt wurde der Botendienst vielfach von den wandernden Bettelmönchen verrichtet und nicht allein auf die Klöster und die Geistlichkeit beschränkt, sondern auch auf die Vermittelung des Briefschaftenverkehrs von Laien ausgedehnt, und vielfach führten die Mönche einen wohlgefüllten Briefsack mit sich. Ein Botenzettel der Benediktinerabtei zu St. Lambert in Obersteiermark aus dem Jahre 1501 ist noch vorhanden, von dem sich eine täuschende Kopie im Reichspostmuseum zu Berlin befindet. Dieser Botenzettel war dem als Boten abgesandten Klosterbruder mitgegeben, welch letzterer sich von Kloster zu Kloster die richtige Ausführung seiner Botschaft bescheinigen zu lassen hatte. Wie man aus diesem Botenzettel ersieht, hatte der betreffende Klosterbruder keine geringe Tour zurückzulegen. Von Steiermark ausgehend, wanderte er durchs Herzogtum Oesterreich, durch Bayern, die Pfalz, den Rhein hinab bis Köln, von dort nach Straßburg, durch die Schweiz und am Bodensee vorüber über Bregenz durch Tirol nach Steiermark zurück.

Daraus sowohl, wie aus der Errichtung von Stationshäusern ist zu ersehen, daß sich das Klosterpostwesen zu einer bedeutenden und weitverzweigten Briefbeförderungsanstalt entwickelt haben muß, bevor sich, wie aus den Klosterschulen die Universitäten, daraus nach und nach das „Universitätsbotenwesen“ entwickelt hat. E. K.

Morgendämmerung.

Wie schön ist's im dämmernden Morgen,
Wenn leise die Nebel entfliehn,
Da bleiben mir ferne die Sorgen,
Da bin ich frei und geborgen
In heiligem Waldesgrün.

Da hör' ich die Wundersprachen
So ernst und geheimnisvoll,
Die Stimmen alle erwachen,
Die Quellen plaudern und lachen,
Weiß nicht, was noch werden soll.

Da fühl' ich mich neugeboren,
Wo ist nun Sorge und Not?
Nur Freude hab ich erkoren
Und was ich beweint und verloren,
Hell leuchtet's im Morgenrot.

Mathilde Walker.



Der Leguan. Jeder wissenschaftliche Reisende, welcher Mittel- und Südamerika durchforschte, macht uns mit noch unbeschriebenen Mitgliedern der unterschiedlichen Baum- und Erdleguane, die zu der Sippe der Schuppenechsen zählen, bekannt. Man unterscheidet gegen dritthalbhundert Arten dieser Tiere, die sehr zahlreich anzutreffen sind, besonders dort, wo Kerbtiere, die ihnen zur Nahrung dienen, vorkommen. Ihre allgemeinen Merkmale sind folgende: Der Kopf ist mit zahlreichen kleinen Schildern bedeckt; die Bekleidung des Rückens besteht aus sehr verschiedenartigen Schuppen, welche meist in queren Reihen angeordnet sind. Die Augen zeigen wohlentwickelte Lider; das Trommelfell ist sichtbar. Die bald längeren, bald kürzeren Beine haben stets, vorn wie hinten, fünf, meist freie Zehen. Der Schwanz zeigt sehr verschiedene Länge, übertrifft jedoch hierin meist die des Leibes. Die Zunge ist kurz, kaum ausgerandet und ihrer ganzen Länge nach angewachsen. Die an der Wurzel runden, nach der Spitze zu breiten und zusammengedrückten Zähne sitzen am inneren Rande der Zahnrinne fest. Eckzähne sind kaum jemals hervorragend entwickelt, Gaumenzähne dagegen meist vorhanden. Der Leguan erreicht eine Länge von $1^1/_2$ Meter, wovon fast ein Meter auf den Schwanz kommt. Die Grundfarbe der Haut ist ein schönes Blattgrün, welches hier und da in Blau, Dunkelgrün, Braun und Grau übergeht; Unterseite und Beine sind gestreift; den Schwanz umgeben mehrere deutliche, breite Binden. Die Gesamtfärbung ist übrigens vielfachem Wechsel unterworfen, umsomehr, als auch der Leguan die Fähigkeit besitzt, seine Farben zu verändern. Die Leguane bewegen sich mit großer Gewandtheit, von Zweig zu Zweig kletternd und springend, wissen sie sich auch geschickt im Laub zu verstecken und dem ungeübten Auge unsichtbar zu machen. — Gegen Abend steigen sie nicht selten zu Boden herab, um auch hier Nahrung zu gewinnen, bei Gefahr aber flüchten sie, falls es ihnen irgend möglich, wieder zu den hohen Wipfeln der Bäume empor, oder in die Tiefe des Wassers hinab. Im letzteren bewegen sie sich sehr gut, und ihr kräftiger Schwanz, welcher als Ruder gebraucht wird, fördert sie mit überraschender Schnelligkeit und Sicherheit. Das Wesen dieser Tiere hat wenig anziehendes. Viel Verstand scheinen sie nicht zu besitzen, wohl aber Bosheit und Tücke. Gewöhnlich entfliehen sie beim Anblick des Menschen; in die Enge getrieben aber stellen sie sich mutig zur Wehr, blasen sich zunächst auf und dehnen den Halskamm aus, um sich ein furchteinflößendes Ansehen zu geben, zischen, fauchen, springen auf ihren Gegner zu, versuchen, an ihm sich festzubeißen und lassen das einmal mit dem kräftigen Gebisse erfaßte so leicht nicht los, teilen auch mit dem kräftigen Schwanze heftige und schmerzhafte, ja selbst gefährliche Schläge aus. — Das Weibchen legt die strohgelben weichen Eier (in den Monaten Februar, März und April) in ein Loch im Sande und deckt dasselbe sorgfältig wieder zu, bekümmert sich dann aber nicht mehr um die Brut. Aeltere Berichterstatter geben als Anzahl der Eier sechzig bis siebzig an. Das Fleisch der Leguane gilt als Delikatesse, und selbst die Eier werden zur Herstellung der Brühen benützt. Gefangene Leguane benehmen sich anfänglich wild und zeigen sich ungemein tückisch, später mildert sich ihre Wut, und nach Verlauf mehrerer Wochen werden sie so zahm, daß sie sich behandeln lassen. In der Gefangenschaft werden sie jedoch nicht alt, und müssen hier mit großer Sorgfalt gepflegt werden. K. St.

Der Lichtenstein. Alljährlich während der schönen Jahreszeit wandern Tausende nach der schwäbischen Alb, ihre stille Majestät zu bewundern, sich zu erlaben an dem kräftigen Hauch, der dort weht, und Herz und Auge zu erfreuen an dem herrlichen Anblick, den man von ihren Höhen herab auf die blühenden Thäler, auf grüne Wiesen und auf Dorf und Stadt genießt. Da ragen mächtige Bergwände empor, jetzt eng aneinander gerückt, als müßten sie das Thal zwischen ihnen schützen vor der Außenwelt, dann wieder öffnen sie, sich mehr und mehr erweiternd, einen Ausblick in die weite blaue Ferne, wo gleich einem silbernen Band im Sonnenschein des Neckars Wogen glänzen, wo herab von steilen Höhen die Ruinen stolzer Burgen schauen, mahnend an eine Zeit, um welche Dichtung und Sage einen goldenen Schein gewoben, an eine Zeit fröhlicher Kampflust und heiteren Lebensgenusses, an ein Geschlecht von Menschen, das, trutziglich der eigenen Kraft vertrauend, von seinem Bergsitz herab schaltete und waltete mit Land und Leuten nach Belieben. Einen der lieblichsten und zugleich erhebendsten Anblicke gewährt das auf kühnem, mitten aus dem dunklen Wald aufsteigendem Felsen emporragende Schlößchen Lichtenstein, das, zusammen mit der in seiner Nähe liegenden Nebelhöhle, das Ziel vieler Wanderer aus allen Gauen unserer engeren und weiteren Heimat ist, — namentlich um die Pfingstzeit, zu welcher die alljährlich am Pfingstmontag stattfindende Beleuchtung der Nebelhöhle den Mittelpunkt eines beliebten Festes bildet. Seine schlanken Türme, seine hoch in die Luft hineinragenden Zacken und Zinnen heben sich scharf ab vom blauen Horizont, und als hätten Riesenhände es emporgetragen auf die Spitze des lichten Felsens, so steht das Schlößchen, innen und außen geschmückt von seinen fürstlichen Besitzern mit allerhand künstlerischem und architektonischem Schmuck, droben. Südlich von Reutlingen, in der Nähe von Pfullingen, öffnet das Echatzthal den Eingang in das Pfullingerthal, das sich etwa zwei Stunden bis zum Ursprung der Echatz wendet, zwischen hohen, bald zurücktretenden, bald hervorspringenden Albwänden, die, vom Fuß auf angebaut, in der Mitte mit dem abwechselnden Grün der Laubwaldungen bekleidet sind, über denselben ragen die kühnen Felsenzinnen der Albkanten, bald ganze Gruppen vielförmiger Felsen, bald einzelne Massen, bald schroffe, bald zackige Wände, zum Himmel. Ueppiges Wiesengrün deckt die Thalgründe, durch welche der klare Fluß mit seinen Nebenbächen, in raschen Fällen über Tuffsteinbänke rauschend und schäumend, dahineilt. Oben im engen Thal auf hoher Aue liegt Honau, und hier, unmittelbar über dem Dorf auf der Westseite, steigt der Lichtenstein empor. Wohl ist es nicht mehr das alte Schloß Lichtenstein, das wir hier sehen; als dasselbe im Jahre 1802 baufällig geworden war, brach man es ab, und an seine Stelle baute man das heutige Schloß, von dem eine kleine Strecke entfernt die Ruinen der alten Burg, des Stammsitzes derer von Lichtenstein, liegen. Einst Eigentümer der Herren von Lichtenstein, wurde das Schloß 1243 von Gero von Lichtenstein an das Kloster Bebenhausen verkauft, um von hier aus später an Württemberg zu kommen. Wann dies geschah, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln, nur so viel steht fest, daß die Burg sich in dem Städtekrieg von 1388 unter den Schutz des Grafen von Württemberg gestellt hatte. Graf Wilhelm von Württemberg, der Oheim des Königs Wilhelm, war es, der 1837 das Schloß mit dem dazu gehörigen Forstgut vom Staat erwarb und nun nach seiner eigenen Idee unter Hilfe von Heideloff in Nürnberg das Schloß in seiner heutigen Gestalt herstellte. Die Burg nimmt den ganzen aus der Tiefe des Thales aufsteigenden Felsen ein, der sich an der Südseite erniedrigt, während der hintere, nördliche Flügel um ein Stockwerk höher ist. Ueber das Dachwerk der massiv von Stein aufgeführten Burg ragen die Giebelzinnen empor, an jedem Stockwerk erblickt man große und verschiedenartige gotische Fensterwölbungen, Erker und Altane. Auf der obersten Zinne des mittlern Giebeldaches erhebt sich ein Türmlein mit hohem Schutzdach, der schlanke, runde Wartturm aber an der Westseite der Burg, welcher seinen Zinnenkranz hoch über die Burg erhebt, vollendet das imposante Ganze.



Ueberzerstreut.

Fremder: „Kellner, haben Sie vielleicht den Eisenbahn-Kourier?"
Kellner: „Bedaure. Aber was wünschen der Herr eigentlich zu erfahren?"
Fremder: „Ich möchte gern wissen, um welche Zeit der 6-Uhr-25-Minuten-Frühzug von hier abgeht."

Die Neugierige. Der Maler führt uns in eine hohe, geräumige Küche. Von der Wand blinken blankgescheuert Deckel und Pfannen; auf dem Herde kocht das Wasser und die Theekanne steht bereit, das aromatische Getränk aufzunehmen. Die Mutter ist gerade damit beschäftigt, das Gemüse für die morgige Mahlzeit herzurichten. Da kommt der Postbote. „Ein Brief, ein Brief vom Vater!" ruft Lisette, das Töchterlein. Sie hat es erraten. Der Brief ist vom Vater, der mit seinem Schiffe flußabwärts gefahren ist. Es muß viel Erfreuliches in dem Geschriebenen stehen, die Mutter giebt ihrer Freude lauten Ausdruck. Da kann sich Lisette, in deren Köpfchen eine gute Portion Leichtsinn spukt, nicht länger gedulden. Heimlich stellt sie sich hinter der Mutter Rücken und streckt ihr Köpfchen vor, ob nicht auch vom Vater ein Grüßchen für sie im Briefe stehe. G. K.



Mißverstanden. Als Kaiser Josef II. um das Jahr 1773 eine Regentenreise durch die österreichischen Erbstaaten machte, bemerkte er in der königlichen Freistadt Warasdin in Kroatien, unter der Menge der herangeströmten Landbevölkerung, die ihren geliebten Fürsten gerne sehen wollten, einen Dorfrichter, der über alle Köpfe hervorragte. Die große, lange Figur des Mannes fiel dem Kaiser auf, er fragte ihn daher, wie viel Schuh er habe (wie viel Fuß er messe)? Der Mann, der die Kunstausdrücke des militärischen Faches nicht kannte, antwortete: „Ein Paar Schuhe und ein Paar Stiefeln." — „Hier sind," sagte der Kaiser, „drei Dukaten, kauft Euch noch ein Paar Pantoffeln dazu." St.

Im Theater. „Der Assessor macht Dir wieder ganz auffällig den Hof, Klara, aber zu einem wirklichen Antrage kommt es doch nie!" — „Aber Mama, so warte doch erst noch die große Pause ab!"

In der Tinte. „Aber, Herr Studiosus, wie können Sie denn von Ihrem Vater jeden Monat drei Mark für Tinte verlangen! Da bekommen Sie ja so viel, daß Sie sich beinahe hineinsetzen können." — „Stimmt; am Ende des Monats sitze ich auch regelmäßig drin!" (Unsere Gesellschaft.)

Warnung. Bei den Arbeiten in Feld und Wiesen kommt es sehr häufig vor, daß Mäuse und dergleichen Tiere getötet werden; man soll in solchen Fällen toten Tiere nicht offen liegen lassen, so daß die Fliegen daran kommen können, sondern die Kadaver in eine kleine Grube legen und gut mit Erde bedecken. Hat eine Fliege an einem solchen Aas gefressen und sticht hernach einen Menschen, so tritt fast regelmäßig eine gefährliche Blutvergiftung ein.

Für wurzelarme Bäume. Ein nur wenig bekanntes, indessen ganz sicheres Mittel, um wurzelarme Bäume zum Wachsen zu bringen, besteht darin, daß man durch das untere Ende der Wurzel ein Loch bohrt, durch dasselbe einige Weidenzweige zieht, dieselben weiter oben zusammenbindet, dergestalt, daß ihre Spitzen über die Pflanzenstelle hervorragen und den Pflänzling seinem Schicksal überläßt. Wachsen nun die Weiden — und das ist regelmäßig der Fall — so wächst auch der wurzelarme Pflänzling. Man muß je nach Boden verschiedene Sorten wählen, meistens leistet salix vitellina die besten Dienste.

Eine lange und reiche Bohnenernte kann man dadurch erzielen, daß man auch nicht eine Schote hängen läßt, sondern alle wegpflückt. Wenn auch nur einige Schoten an einer Pflanze hängen bleiben, so läßt sie im Blühen nach, werden aber immer alle Schoten entfernt, so fährt die Pflanze fort, immer neue Blüten zu treiben und Bohnen anzusetzen. Um das Reifwerden der Bohnen zu beschleunigen, reißt man die Stöcke, wenn die Schoten gehörig groß und mit Bohnen gefüllt sind, aus der Erde, läßt sie jedoch, an den Stäben befestigt, in ihrer bisherigen Stellung, die Wurzeln auf der Erde aufgestellt, und setzt sie so der Luft und dem Sonnenschein aus. Nach acht Tagen fallen gewöhnlich die Blätter ab und die Bohnen reifen darnach schnell. Man erhält auf diesem Wege nicht allein mit Gewißheit reifen Samen, sondern die Bohnen eignen sich auch um drei bis vier Wochen früher zum Gemüse und sollen sogar delikater werden. Auch kann man das Terrain früher zur Umarbeitung und Bepflanzung benutzen.

Logogriph.

Mit Z ist's eine Größe,
Mit M stärkt es dich sehr,
Mit K nennt's eine Blöße,
Mit W wird's manchem schwer.

Julius Falk.

Homonym.

So mancher Kranke sucht mich auf,
Um Heilung da zu finden.
Ich muß mich auch mit kurzem Lauf
Durch deutsche Gauen winden.

Julius Falk.

Geograph. Rätsel.

1. Wort: Eine holländische, an der Nordsee gelegene Stadt. 2. Einer der fünf deutschen Hauptströme. 3. Eine Insel des nördlichen Eismeeres. 4. Eine spanische Hafenstadt. 5. Eine Stadt in der Lüneburger Heide. 6. Ein Nebenfluß der Donau. 7. Ein Land im hohen Norden.

Die Wörter, von oben herab gelesen, ergeben in ihren Anfangsbuchstaben den Namen einer großen deutschen Handelsstadt, und die Endbuchstaben der Wörter von unten herauf gelesen, den Namen einer schönen deutschen Residenz.

Rätselhafte Inschrift.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.